

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 68 (1997)
Heft: 9

Artikel: Kurzreferat zum Thema : was erwarten die Angehörigen der Behinderten von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in sozialen Institutionen? : Die Sicht einer Mutter
Autor: Meyer, Heidi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-812363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurzreferat zum Thema: Was erwarten die Angehörigen der Behinderten von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in sozialen Institutionen?

DIE SICHT EINER MUTTER*

Von Heidi Meyer

Bei der Vorbereitung zu meiner Stellungnahme aus der Sicht einer Mutter – ich bezeichne mich mit Absicht nicht als betroffene Mutter – liess ich meine Erfahrungen mit Fachleuten in den letzten 15 Jahren Revue passieren. Dabei haben sich nachstehende, für mich wichtige Eindrücke herauskristallisiert.

Verständnis und Zurückhaltung

Es sind jetzt fast genau 15 Jahre her, dass ich zum ersten Mal mit einer Fachperson konfrontiert wurde. Unsere Tochter Christine war 6 Monate alt, als sich die Früherzieherin bei uns meldete und Christine auch regelmässig zu betreuen begann. Damals stand für uns ihre spezielle Art – sie hat ein Downsyndrom – nicht als Behinderung im Vordergrund. Wir kämpften mit schweren gesundheitlichen Problemen, und ihre dauernde Krankheit war für uns der zentrale Mittelpunkt in unserem Familienleben. Eine verständnisvolle Früherzieherin half uns, die Ängste abzubauen und konzentrierte sich nicht allein auf die Förderung unserer zweiten Tochter, sondern hatte immer auch noch etwas Zeit für die damals 2½ jährige Schwester. Christine war so oder so nach 20 Minuten Therapie total erschöpft.

Man muss sich einmal vorstellen, was es für Eltern bedeutet, dass eine vorerst fremde Person in die Intimität des Familienlebens eindringt und Rat-

“**Eltern können sich nicht aussuchen, ob sie ein behindertes Kind wollen oder nicht.**”

schläge erteilt. Dies erfordert von beiden Teilen sehr viel Einfühlungsvermögen. Mir kam die Früherzieherin immer ausgeruht und gelassen vor, wenn sie morgens um 9 Uhr bei uns eintraf. Ich selbst hatte meist eine mehr oder weniger schlaflose Nacht hinter mir – Chri-

stine schlief nie mehr als 2 bis 3 Stunden ohne Unterbruch und erhielt alle 3 Stunden eine Mahlzeit – und sie war ausgeschlafen. Ich war somit sehr dünnhäutig und musste mit Samthandschuhen behandelt werden. Für die Früherzieherin steht aber die Förderung des Kindes im Vordergrund, muss auch hysterische Mütter, unausgeschlafen und gestresst sind somit sicher nicht unbedingt gefragt. Zum Glück hatte unsere erste Früherzieherin dafür sehr viel Verständnis und ist auch heute noch eine gute Freundin unserer Familie.

Damit möchte ich überleiten zum Verhältnis

Eltern/Fachleute

Eltern können sich nicht aussuchen, ob sie ein behindertes Kind wollen oder nicht. Die Fachleute dagegen wählen sich ihren Beruf bewusst aus. Sie haben sich meist vor der Berufswahl mit der Thematik auseinandergesetzt und entschieden, behinderte Menschen zu betreuen und zu fördern. Wir Eltern werden einfach mit der Tatsache konfrontiert und man erwartet meist von uns, dass wir damit umgehen können. Bei der Bewältigungsproblematik, die oft Jahre dauert und in vielen Fällen auch nie abgeschlossen ist, spielt die Umgebung der Familie eine entscheidende Rolle, aber auch die Erfahrung, die Eltern mit Fachleuten machen. Wir mussten uns bereits kurz nach der Geburt unserer mittleren Tochter mit der Tatsache auseinandersetzen, dass sie eine Behinderung ohne Heilungschancen hat. Dies fiel uns vielleicht leichter, weil unser Kind – abgesehen von ihrem schweren Herzfehler – in den ersten Monaten die gleichen Entwicklungsstufen durchlebte (vielleicht leicht verzögert) wie ein anderer Säugling auch. Christine hatte auch die gleichen Bedürfnisse. Leider mussten

wir uns schon in den ersten Lebensmonaten damit auseinandersetzen, dass sie gerade von medizinischem Fachpersonal, nicht gleich behandelt wird, wie ein sogenannt «normales» Kind. Den Ausdruck eines Herzspezialisten im Kinderspital Bern werde ich wohl nie verwinden: Eine Herzoperation könnte man wohl durchführen, aber bei einem solchen Kind lohnt sich das nicht. Für uns hat dann der Kampf gegen Vorurteile angefangen und unsere Tochter

“**Wir haben die Art des Dialogs mit den Fachleuten geändert.**”

wurde mit 1½ Jahren erfolgreich am Herzen operiert, trotz Widerstand von ärztlicher Seite. Nach dieser Erfahrung stellten wir um so höhere Ansprüche an das heilpädagogische Fachpersonal, was für die Betroffenen sicher nicht immer einfach war und wir vielleicht oft sogar als «schwierige Eltern» eingestuft wurden. Mir scheint ganz wichtig hervorzuheben, dass Eltern behinderter Kinder es wahrscheinlich nie schaffen, loszulassen. Ich weiss aber, dass dies auch für alle andern Eltern schwierig ist.

Der Unterschied liegt wohl darin, dass wir uns nie frei und unabhängig fühlen. Ich will dies kurz erklären: Wenn ich eine Vereinbarung treffe, wie zum Beispiel heute, hierher zu kommen, muss ich vorher Vorkehrungen treffen. Eigentlich ist es für Christine kein Pro-

“**Bei schwerer Behinderten waren die Eltern jahrelang der Dolmetscher zur Aussenwelt.**”

blem nach Hause zu kommen und auch ein bis zwei Stunden allein zu sein. Kann sie aber aus irgendeinem Grund die elektronische Türe vom Bahnwagen nicht öffnen und fährt zur nächsten Station, ist sie bereits so verwirrt, dass sie Hilfe braucht. Es muss also jemand

* Heidi Meyer, Insieme Thun, referierte anlässlich der Jubiläumsfeier «25 Jahre Stiftung Wohn- und Werksiedlung St. Michael, Sutz».

den sie kennt, erreichbar sein. Oder sie kommt nach Hause und ein Gewitter bricht ein, da hat sie panische Angst und braucht Hilfe. Ich muss also, bevor ich von zuhause weggehe, jemanden organisieren, der im Notfall einspringt. Ich will damit sagen, wir können nicht, wie die Fachleute, die Türe schliessen und abschalten.

Wechsel Schule Institution

Eltern haben, sagen wir einmal 18 Jahre, ihr Kind zuhause betreut. Sie haben während all diesen Jahren stets ihre Freizeit nach dem behinderten Kind gerichtet und organisiert. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, da auch das behinderte Kind erwachsen ist und in eine Institution wechselt. Bei schwerer Behinderten waren die Eltern jahrelang der Dolmetscher zur Aussenwelt. Sie waren die konstante Bezugsperson, im Gegensatz zu den Fachleuten, die dauernd wechselten. Sie können sich sicher vorstellen, wie schwierig diese Phase für die Eltern ist. Ich selber ertappe mich in der letzten Zeit beim Gedanken: muss ich Christine in zwei Jahren in eine Institution geben? Kann sie nicht in der Region eine IV-Anlehre machen und weiterhin zuhause wohnen? Vernunftsmässig weiss ich, dass es für sie und auch für uns Eltern das beste ist, wenn sie mit 18 in einer Institution intern eine Ausbildung anfängt. Aber was ist dann mit mir? Ein egoistischer Gedanke, ich weiss. Diese Phase ist wahrscheinlich

“Um so mehr Verständnis und Einfühlungsvermögen ist hier von den Fachleuten in der Institution gefordert.”

die schwierigste sowohl für den jungen Erwachsenen wie für seine Eltern. Um so mehr Verständnis und Einfühlungsvermögen ist hier von den Fachleuten in der Institution gefordert. Oft prallen dann auch noch verschiedene Auffassungen über die Gestaltung des Alltags oder auch über Formen des Zusammenlebens aufeinander. Ich denke an ein ganz heikles Thema, an die Sexualität. Eine gute Freundin von mir, die ebenfalls eine Tochter mit Downsyndrom hat, kam vor kurzem verzweifelt zu mir. Ihre Tochter ist seit kurzem in einer Institution und die Betreuer erkundigten sich, ob die Eltern Verhütungsmassnahmen getroffen haben. Beide Elternteile sind überzeugt, dass ihre

Tochter absolut kein sexuelles Verlangen hat und waren tief geschockt. Auch sonst war Sexualität in ihrer Familie nie thematisiert und ein grosses Tabu. Diese Diskrepanz führte bei den Eltern zu kritischen Äusserungen über die Betreuung ihrer Tochter. Plötzlich war vieles andere auch nicht mehr gut: Sie kam mit schmutzigen Kleidern nach Hause, die Haare wurden zu wenig häufig gewaschen, die Socken verwechselt und so weiter. Wenn etwas nicht stimmt in der Beziehung zwischen Eltern und Fachleuten kommt dies meistens in ganz banalen Kleinigkeiten zum Ausdruck. Hier könnte oft ein klärendes Gespräch helfen. Eltern machen oft die Erfahrung, dass sie – sobald ihr Sohn oder ihre Tochter in einer Institution ist – man sie nicht mehr informiert und einbezieht. Ich denke gerade in den ersten Wochen sind Elterngespräche in vernünftigem Mass wichtig.

Was erwarte ich persönlich von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in sozialen Institutionen?

Ich habe persönlich positive und negative Erfahrungen gemacht, wie sicher alle Eltern und wie sicher auch alle Fachleute mit uns Eltern. Ich weiss, wir sind auch nicht immer einfach. Ich bin aber überzeugt, dass mit Toleranz, gesundem Menschenverstand und Einfühlungsvermögen viel erreicht werden kann. Wir Eltern haben auch gewisse Erwartungen, auch in bezug auf die Entwicklung unseres behinderten Kindes. Diese Erwartungen müssen wir dauernd an die Gegebenheiten anpassen. Ein kleines Beispiel: Für mich war es vor einigen Jahren sehr wichtig, dass meine Tochter lesen lernt. Da sie ein recht aufgewecktes Mädchen ist, war ich auch überzeugt, dass mit intensiver Schulung dieses Ziel erreicht werden könnte. Sicher nervte ich oft ihre Lehrer und Lehrerinnen mit dieser Forderung, insbesondere da sie bereits am Anfang sehr gute Fortschritte machte. Die Antworten der Fachleute auf meine Frage, wieso nicht mehr unternommen würde, war mehrmals: Sie können nicht akzeptieren, ein behindertes Kind zu haben. Dies kränkte mich tief. Ich merkte im Lauf der Jahre, dass Christine das Lesen mechanisch durchaus lernen könnte, aber nicht versteht, was sie liest. Was bringt ihr das? Heute kann ich durchaus damit leben, dass sie einen Einkaufszettel schreibt, der ausser ihr niemand entziffern kann, aber sie bringt die richtigen Einkäufe nach Hause. Wir haben die Art des Dialogs mit den Fachleuten geändert. Heute führen wir alle drei

Monate ein Gespräch mit allen Beteiligten: Lehrerinnen, Logopädin ab und zu auch der Reitlehrer und setzen die Prioritäten gemeinsam fest. Wir sind uns auch bewusst, dass wir nie alle Ziele erreichen und das wir unsere Erwartungen an Christine auch immer wieder korrigieren müssen. Im Erwachsenen-

“Mithilfe zur Förderung der Integration. Institutionen sollten ihre Türen für die Öffentlichkeit öffnen.”

bereich kann dies sicher auch angewandt werden, jedoch mit der klaren Zielsetzung, die Hauptperson so weit wie möglich einzubeziehen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten mitbestimmen zu lassen. Als Eltern möchten wir, dass unser Sohn oder unsere Tochter, wenn sie erwachsen ist, auch in der Institution als Erwachsene behandelt wird. Sicher können auch wir Eltern das nicht immer. Ich bekomme auch heute noch Hühnerhaut, wenn ich von Müttern unseres Vereins höre, «mis Suseli muess halt am Abe am acht i ds Bett, es isch so müed». Susi ist 35.

Ein weiteres grosses Anliegen von mir an die Fachleute in Institutionen ist die Mithilfe zur Förderung der Integration. Institutionen sollten ihre Türen für die Öffentlichkeit öffnen. Ich weiss, dass sehr viele das auch tun und ich kenne die Berührungszänge der sogenannten «Normalen» aus eigener Erfahrung. Aber bitte helft uns! Wenn ich mit meiner Tochter durch die Stadt gehe, gibt es immer noch Leute, die sie anstarren oder mich für ihr Benehmen

“Wir sollten mithelfen, eine Gesellschaft zu schaffen, in der es normal ist, behindert zu sein!”

verantwortlich machen. Damit kann ich leben. Wenn ich mit einer Gruppe Behinderter ein Restaurant besuche, habe ich oft einen höheren Stellenwert als ich das als Mutter habe. Es tönt dann sofort: ich bewundere Menschen, die die Geduld aufbringen, geistig Behinderte zu betreuen. Der Sozialstatus ist ein ganz anderer. ■